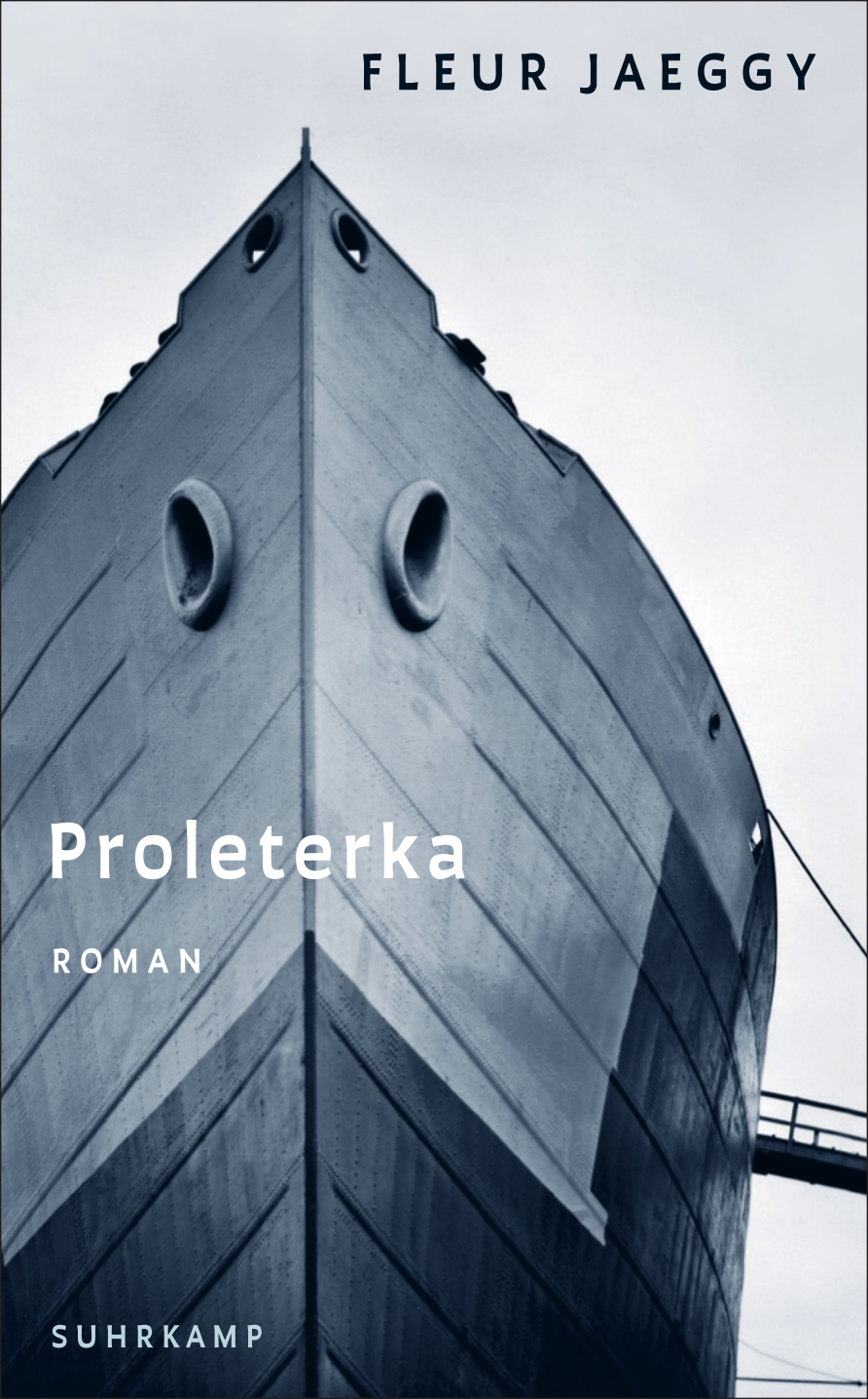




FLEUR JAEGGY

Proleterka

ROMAN

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5437

»Kinder hören auf, sich für ihre Eltern zu interessieren, wenn sie verlassen werden. Sie sind nicht sentimental. Sie sind leidenschaftlich und kalt. Sie werden Fremde. Manchmal Feinde.«

Eine Kreuzfahrt nach Griechenland: Für die fünfzehnjährige Erzählerin und ihren kranken Vater die vielleicht letzte Chance, Zeit miteinander zu verbringen. Zeit für die Tochter, diesen zeitlebens fremden, abwesenden und doch irgendwie geliebten Vater mit den eisblauen Augen kennen zu lernen. Zeit, um ihre gierige, wütende Entdeckungslust auf das wirkliche Leben und erste sexuelle Erfahrungen voranzutreiben – außerhalb der sterilen Welt des Mädchenpensionats und unerreichbar für die Befehle der allmächtigen Mutter. Während die *Proleterka* Meile um Meile ihrem Ziel näher kommt, reist die Erinnerung des Mädchens immer tiefer in eine fortgesetzt verstörende Vergangenheit.

»Eine elegant strukturierte und berührende Studie über zerstörte Unschuld und verweigerte Liebe.« *Kirkus Reviews*

Fleur Jaeggy ist eine schweizerische und italienischsprachige Autorin, heute lebt sie weitgehend zurückgezogen in Mailand. Ihr weltweit gefeiertes Werk umfasst Romane, Erzählungen und Geschichten und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u.a. dem Premio Bagutta, dem Premio Boccaccio, dem Premio Moravia und zuletzt dem Gottfried-Keller-Preis 2024. Weitere Titel im Suhrkamp Verlag sind *Ich bin der Bruder von XX* (2024), *Die seligen Jahre der Züchtigung* (st 5427) und *Die Angst vor dem Himmel* (st 5428).

Fleur Jaeggy

Proleterka

Roman

Aus dem Italienischen von
Barbara Schaden

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel
Proleterka
bei Adelphi Edizioni S.p.A, Milano.



Erste Auflage 2024
suhrkamp taschenbuch 5437
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024
© 2001 Fleur Jaeggy
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München,
nach Entwürfen von Semadar Megged
Umschlagfoto: E. O. Hoppe/Getty Images
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47437-2

www.suhrkamp.de

Proleterka

Viele Jahre sind vergangen, und heute Morgen habe ich einen plötzlichen Wunsch: Ich möchte die Asche meines Vaters haben.

Nach der Kremierung hat man mir einen kleinen Gegenstand geschickt, der dem Feuer widerstanden hatte. Einen Nagel. Ich bekam ihn unversehrt zurück. Ich fragte mich, ob sie ihn tatsächlich in der Tasche seines Anzugs gelassen hatten. Er müsse mit Johannes verbrennen, hatte ich den Angestellten des Krematoriums aufgetragen. Sie dürften ihn nicht aus der Tasche nehmen. In seinen Händen wäre er zu sichtbar gewesen. Heute möchte ich die Asche haben. Es wird eine Urne wie viele sein. Der Name auf einem Schildchen eingraviert. Etwa so wie die Erkennungsmarken der Soldaten. Warum ist es mir damals nicht in den Sinn gekommen, die Asche zu verlangen?

Damals dachte ich nicht an die Toten. Sie kommen uns erst spät entgegen. Sie rufen uns, wenn sie spüren, dass wir zur Beute werden und die Zeit für die Jagd gekommen ist. Als Johannes starb, glaubte ich nicht, dass er wirklich stürbe. Ich nahm an der Bestattung teil. Weiter nichts. Nach der Trauerfeier ging ich sofort weg. Es war ein blauer Tag, alles war vorbei. Fräulein Gerda hat sich um alle Details gekümmert. Dafür bin ich ihr dankbar. Sie vereinbarte einen Friseurtermin für mich. Sie besorgte mir ein schwarzes Kostüm. Schlicht. Sie erfüllte gewissenhaft Johannes' letzten Willen.

Meinen Vater habe ich zum letzten Mal in einem kalten Raum gesehen. Ich habe mich von ihm verabschiedet. Neben mir war Fräulein Gerda. Ich war von ihr abhängig, in allem. Ich wusste nicht, was man tut, wenn ein Mensch stirbt. Sie hingegen wusste über jede Formalität Bescheid. Sie ist tüchtig, schweigsam, auf schüchterne Weise traurig. Unbeirrbar schreitet sie durch die Mäander der Trauer. Sie ist fähig, Entscheidungen zu treffen, sie hat keine Zweifel. Sie war so emsig. Ich konnte nicht einmal ein bisschen traurig sein. Alle Trauer hatte sie an sich genommen. Aber ich hätte sie ihr ohnehin überlassen, die Trauer. Mir blieb nichts.

Ich sage ihr, dass ich gern einen Moment allein wäre. Ein paar Minuten. Die Kammer war eiskalt. In diesen wenigen Minuten habe ich Johannes den Nagel in die Tasche seines grauen Anzugs geschoben. Ich wollte ihn nicht ansehen. Sein Gesicht ist in meinem Geist, in meinen Augen. Ich brauche ihn nicht anzusehen. Doch ich tat das Gegenteil. Ich betrachtete ihn ziemlich genau, um zu sehen und mich zu vergewissern, ob die Spuren des Leidens zu erkennen seien. Und das war ein Fehler. Denn als ich ihn so aufmerksam betrachtete, entglitt mir sein Gesicht. Ich habe seine Physiognomie vergessen, das wahre Gesicht, das er immer hatte.

Fräulein Gerda kam wieder, um mich zu holen. Ich versuche, Johannes auf die Stirn zu küssen. Mit einer Gebärde des Abscheus hindert sie mich daran. Es war ein so unvermuteter Wunsch, heute Morgen, als ich Johannes' Asche haben wollte. Jetzt ist er vergangen.

Ich kannte meinen Vater kaum. In den Osterferien nahm er mich einmal auf eine Kreuzfahrt mit. Das Schiff lag in Venedig. Es hieß *Proleterka*. *Proletarin*. Jahrelang war der Anlass unserer Begegnungen ein Trachtenumzug. Wir nahmen beide daran teil. Gemeinsam defilierten wir durch die Straßen einer Stadt am See. Er mit dem Dreispitz auf dem Kopf. Ich in Trachtenkleid und schwarzer Haube mit einem Saum aus weißer Spitze. Schwarze Lackschuhe mit einer Schnalle aus Ripsband. Eine seidene Schürze über dem roten Kleid, einem Rot, in dem ein düsteres Violett lauerte. Und das Mieder aus Seidendamast. Auf einem Platz wurde auf einem Scheiterhaufen eine Puppe verbrannt. Der Böögg. Berittene Männer galoppieren rund um das Feuer. Die Trommeln wirbeln. Die Fahnen werden erhoben. Es war der Abschied vom Winter. Mir kam es vor, als verabschiedete ich mich von etwas, das ich nie gehabt hatte. Die Flammen zogen mich an. Das ist alles lang her.

Mein Vater, Johannes H., war Mitglied einer Zunft. Er war ihr schon als Student beigetreten. Er hatte einen Bericht verfasst, der den Titel trug: *Was die Zunft während des Krieges getan hat und was sie hätte tun können*. Die Zunft, der Johannes angehörte, war 1336 gegründet worden.

Am Abend vorher war Kindertanz. Ein großer Saal, voll von Trachten und Gelächter. Ich wartete darauf,

dass alles vorbei wäre. Vielleicht auch Johannes. Die Tänze gefielen mir nicht. Und ich wollte meine Tracht ausziehen. Als ich das erste Mal am Umzug teilnahm (ich ging noch nicht in die Schule), setzte man mich in eine blaue Sänfte. Durch das Fenster winkte ich den anderen Kindern, die dem Umzug vom Gehsteig aus zusahen. Als die Träger mich absetzten, öffnete ich die Tür der Sänfte und ging fort. Ich hatte keine Flucht im Sinn. Es war keine Auflehnung, sondern reiner Instinkt. Ein Wunsch nach Unbekanntem. Stundenlang streifte ich durch die Stadt. Bis zur Erschöpfung. Die Polizei fand mich schließlich. Und übergab mich meinem rechtmäßigen Besitzer, Johannes. Es tat mir leid. Angesichts der Umstände war die Möglichkeit einer tiefer gehenden Bekanntschaft von Vater und Tochter ziemlich begrenzt. Beobachten und schweigen. Beim Umzug gehen die beiden Seite an Seite. Sie wechseln kein Wort miteinander. Der Vater hat Mühe, mit der Blasmusik Schritt zu halten. Zwei Schatten, der eine bewegt sich langsam, mit sichtlicher Anstrengung. Der andere unruhiger. Sie gehen in Viererreihen. Neben ihnen ein anderes Paar, der Mann in Militäruniform, die Frau im Trachtenkleid. Sie halten das Tempo, schreiten geheilt, stolz, erhobenen Hauptes einher. Nachts tauchte hinter geschlossenen Lidern manchmal der brennende Böögg wieder auf. Die Trommelwirbel noch martialischer, mit geisterhaftem Klang. In einem Hotelzimmer, zwei Tage später, verließ ich Johannes. Meine Besuchszeit war um.

Die *Proleterka* war von einigen Herren gechartert worden, die derselben Zunft angehörten wie Johannes. Den Herren, die im April durch die Stadt defilierten. Sie sollten unsere Reisegefährten sein. Mit dem Zug fahren wir, mein Vater und ich, nach Venedig. Der Waggon war leer. Von dem Moment an sollte ich mit Johannes, meinem Vater, zusammen sein. Er ist noch keine siebzig Jahre alt. Glatte weiße Haare, gescheitelt. Die Augen hell und eisig, unnatürlich. Wie ein Kindermärchen vom Frost. Winteraugen. Man erahnt den Schimmer einer romantischen Anwandlung. Die Iris von einem verwaschenen Grün, so durchsichtig, dass sie Scheu einflößt. Sie bringt kaum die Festigkeit eines Blicks zu Stande. Als wäre es eine Anomalie, seit Generationen. Johannes hatte einen Zwilling mit ähnlichen Augen. Die Augen des Zwillings waren häufig hinter den Lidern verborgen. Er verbrachte Stunden in einem Garten. In einem Rollstuhl. Er konnte noch sagen: »Es ist kalt«, und in seinem Tonfall verband sich das Bewusstsein einer göttlichen Verordnung mit der bloßen irdischen Feststellung, dass die Kälte vorübergehend ist. So auch seine Krankheit. Damals nannte man sie Schlafkrankheit.

Im Abteil liest Johannes Zeitung. Er liest lange. Vielleicht weiß er nicht, was er mit mir reden soll. Ich beobachte die Finger, die das Papier halten, und die Schuhe. Ich suche nach einem Gesprächsthema. Ich finde keines. Ich denke an das Wort *Proleterka*, den Namen

des jugoslawischen Schiffs. Es gibt schönere Schiffsnamen. Die *Indomitable* zum Beispiel, die *Unbezähmbare*, auf der Billy Budd gehängt wurde. Erinnert ihr euch, wie der Kaplan den angeketteten Vortoppmann besucht, um ihm den Gedanken an den Tod nahezubringen? Billy Budds letzte Worte lauteten: »Gott segne Kapitän Vere!« Er segnet den Mann, der den Befehl zu seiner Hinrichtung gegeben hat. Er segnete den Henker. Ich möchte lieber von Billy Budd reden, statt diese kurze Geschichte zu erzählen, an einer Rahe aufgezogen, die im Gegenwind vor dem Nichts schwankt. Billy Budd, ich sehe seine Gestalt, während die Landschaft vorüberzieht, während die Stunden in Johannes' Gesellschaft vorüberziehen. Billy Budds Vater war unbekannt wie sein Geburtsort. Er wurde in einem hübschen seidengefütterten Körbchen aufgefunden. Billy Budd kenne ich viel länger als meinen Vater. »Wir sind da«, sagt Johannes. Wir haben kein Gepäck. Es ist schon auf dem Schiff. Auf der *Proleterka*.

Vater und Tochter fahren mit dem Vaporetto bis zum Markusplatz. Die Tochter schaut immer nur nach vorn, sie will das Schiff sehen. Venedig taucht auf und verschwindet. Sie gehen die Riva degli Schiavoni entlang. Die Tochter ist ungeduldig. Johannes kommt langsam voran. Er hat ein Gebrechen am Fuß. Er trägt Schuhe, die bis über den Knöchel hinaufreichen.

Ich dachte, er sei so zur Welt gekommen. Und habe schon immer Schwierigkeiten beim Gehen gehabt. Aber die Ursache war ein Karzinom. Das habe ich in

einem Album gelesen, wie man es zur Geburt eines Kindes geschenkt bekommt. Darin sind die ersten Lebensjahre, die ersten Monate beinahe Tag für Tag festgehalten. Im achtzehnten Monat notiert Johannes, die Tochter habe ihn im Krankenhaus besucht. Wenn sie irgendeine Auskunft über die ersten Jahre ihres Daseins sucht, braucht sie nur in dem Album zu blättern. Es ist ein Beweis. Es ist die Bestätigung einer Existenz. Lakonisch schrieb Johannes auf, was die Tochter tat, wo man mit ihr hinging, wie ihr Gesundheitszustand war. Kurze Sätze, kommentarlos. Wie Antworten in einem Fragebogen. Keine Eindrücke, keine Gefühle. Das Leben wird vereinfacht, als wäre es gar nicht vorhanden. Johannes schreibt auf: Die Tochter hat nie geweint. Sie hat nicht getrotzt, sie benimmt sich tadellos. Eine korrekte Kindheit. Alles ist an der Oberfläche. Über ihn selbst, Johannes, zwei persönliche Anmerkungen. Ein leichter Infarkt und das Karzinom. Als die Tochter zwei Jahre alt ist, schreibt Johannes, stirbt der Großvater (den Großvater nennt er mit Vor- und Nachnamen). Zahlreiche Freunde bei der Einäscherung. Die Tochter zeigt sich freundlich und entdeckt alles. Johannes schreibt nicht »begreift«, sondern »entdeckt«. Der Mann beobachtet also seine Tochter. Mit zwei Jahren, meint Johannes, entdeckt die Tochter, was sterben heißt. Sie muss sich gegenüber dem Tod ihres Großvaters wirklich lebenswürdig und wohlerzogen benommen haben, dieses Mädchen. Vielleicht dachte Johannes schon damals an seinen eigenen Tod und

wünschte sich, dass das Mädchen zu allen freundlich sei. Zur ganzen Welt freundlich. Mit dem Schmerz. Als sie noch klein war, musste sie sich von Johannes trennen. Kinder hören auf, sich für ihre Eltern zu interessieren, wenn sie verlassen werden. Sie sind nicht sentimental. Sie sind leidenschaftlich und kalt. In gewisser Weise lassen manche ihre Empfindungen, ihre Gefühle fallen, als wären es Gegenstände. Mit Entschlossenheit, ohne Trauer. Sie werden Fremde. Manchmal Feinde. Sie sind nicht mehr die im Stich gelassenen Wesen, sondern sie selbst treten innerlich den Rückzug an. Und gehen fort. In eine finstere, fantastische und jämmerliche Welt. Und doch tragen sie manchmal Glückseligkeit zur Schau. Wie ein Seiltänzerkunststück. Die Eltern sind nicht notwendig. Wenig ist wirklich notwendig. Manche Kinder regieren sich selbst. Das Herz, ein unverderblicher Kristall. Sie lernen vorzutäuschen. Und die Fiktion wird der aktivste, realste Teil, verführerisch wie Träume. Sie tritt an die Stelle dessen, was wir für wahr halten. Vielleicht ist es nur das, manche Kinder besitzen die Gnade der Loslösung.

Vater und Tochter stehen vor dem Schiff. Es sieht aus wie ein Kriegsschiff. Am Schornstein leuchtet der rote Stern. Ich sehe mir sofort den Schriftzug *Proleterka* an. Geschwärzt, voller Rußflecken, vergessen. Eine souveräne Schrift. Es ist Abend, die Sonne steht tief. Das Schiff ist riesig, verbirgt die Sonne, die im Begriff ist, im Wasser zu versinken. Es ist dunkel, Pech und Ge-

heimnis. Es ist den Unwettern, den Schiffbrüchen entronnen, ein Piratenschiff, konstruiert wie eine Festung. Wir gehen den Landesteg hinauf. Die Offiziere erwarten uns. Wir sind die Letzten. Johannes hat Mühe beim Einsteigen, ein Offizier hilft ihm. Man zeigt uns die Kabine. Winzig. Dort werde ich mit Johannes schlafen. Zwei Betten, übereinander. Ich werde oben liegen müssen. Um achtzehn Uhr lichtet die *Proleterka* den Anker. Sanft gleitet sie über das Wasser. Dem Aufbruch geht ein heiserer Ton voraus. Ein Abschiedslaut. Es gibt kein Zurück mehr. Ich schaue durch das Bullauge. Ich frage mich, wie ich es anstellen soll, hinauszukommen, ins Meer einzudringen, falls ich Lust haben sollte, zu verschwinden wie Martin Eden.

Ich ziehe mich um. In einer Stunde im Speisesaal. An Deck betrachten die Passagiere den Sonnenuntergang. Sie dürfen ihn nicht verpassen. Auch Johannes betrachtet den Sonnenuntergang. Inzwischen beleuchtet er nichts mehr. Finsternis, die Reise beginnt. Auf den ersten Sonnenuntergang werden weitere folgen, vierzehn Tage lang. Die Zünftler sind überzeugt, dass sie alles auf bestmögliche Weise organisiert haben. Auch die Wetterlage. Ein Matrose ruft die Herrschaften in den Speisesaal. Einer nach dem andern, beinahe lautlos, treten die Passagiere im Gänsemarsch ein. Mein Vater und ich sind wieder die Letzten. Wir haben einen Tisch in der Ecke. Johannes liest die Speisekarte, sucht den Wein aus. Er grüßt seine Freunde, ich grüße mit

einem verschlossenen Lächeln. Feuchte Hitze. Die Reise verläuft ruhig. Der Kristalllüster schwankt ein wenig. Wie ein ruhiges Pendel, bewegt von der Trägheit. Johannes ist dunkel gekleidet. Tadellos. Wir haben kaum ein Wort miteinander gewechselt. Die Damen tragen Abendkleider, hier und dort ein karges Dekolleté. Im Saal ein ständiges Auf und Nieder, langsam und hartnäckig. Ein ruhiger, böartiger Rhythmus, als sängen die Meereswogen ein Klagelied, ehe sie die Passagiere betäuben. Der Lüster schwankt stärker. Er wirft sein Licht auf die Passagiere und taucht sie in Schatten, um gleich darauf schneller wiederzukehren. Der Saal hebt und senkt sich. Die Blumen auf dem Tisch verschieben sich in unregelmäßigen Abständen. Gleiten davon und kehren an ihren Platz zurück. Johannes ist zerstreut, abwesend, anderswo. Der Nachttisch, *Zuppa inglese*. Beim Nachttisch wächst die Gewalt des Meeres. Ich frage Johannes, ob ich aufstehen darf. Draußen ein wütender Wind. Gestalten hasten umher. Es sind die Seeleute. Ich atme die herrliche nächtliche Einsamkeit ein. Die Unwetter. Und die Gefahr. Ich denke nicht an Johannes. Denke nicht daran, ihm den Arm zu reichen und ihn zu stützen. Nichts zählt in diesem Augenblick.

Es gelingt mir nicht, mich auf den Beinen zu halten. Nach wenigen Minuten packt mich ein Matrose und schleudert mich vor die Kabine. Die Mannschaft hat alle Passagiere angewiesen, in den Kabinen zu bleiben. Die *Zuppa inglese* konnten sie noch fertig essen.

Die *Proleterka* hat den Kurs geändert. Sie fährt nach Zara. Ein Matrose, vielleicht derselbe, der mich gepackt hat, wurde während der Nacht schwer verletzt. Am nächsten Morgen lag er auf einer Tragbahre. Ich streichle sein Gesicht, drücke ihm die Hand. Die Bahre wird zu einem Patrouillenboot hinuntergelassen. Auch ich möchte von Bord gehen. Der Kapitän verabschiedet ihn mit militärischem Gruß.

Den Passagieren geht es gut. Wir sitzen beim Frühstück im Speisesaal. Zwei Tage Meer, dann sind wir in Griechenland. Heute ist alles ruhig. Ich sehe Johannes nicht, es ist, als wäre er verschwunden. Wie der Sturm. Manche Passagiere haben sich auf den Liegestühlen ausgestreckt. Ich ebenfalls. Ich denke an nichts. Das Nichts ist Gedankenmaterie. Wesen, körperlose Stimmen, ausgegrabene Erinnerungen begleiten das Klat-schen der Wellen. Das Nichts ist nicht leer. Wie aus den Klauen eines fliegenden Raubvogels fallen die Gedanken in unseren Geist, wenn wir überzeugt sind, nichts zu denken. Johannes erscheint. Ein gütiges und trauriges Lächeln. Er fragt, ob es mir gut geht, ob ich *zufrieden* bin. Als wäre das unsere fixe Idee, von Vater und Tochter. Der Zwang, nicht traurig zu sein, die Traurigkeit, die uns grundlos gezeichnet hat, zu verheimlichen. Ihm ist diese Reise wichtig. Vor der Abfahrt hatte ich gedacht, das Ziel sei mir gleichgültig. Die Reise nach Griechenland gehörte zu meiner Erziehung. Es ist unsere erste Reise – und anscheinend die letzte. Johannes, die mir bis zur Unwahrscheinlichkeit unbekannte Per-

son. Mein Vater. Keine Vertraulichkeit. Und doch eine Verbindung, die älter ist als unsere Existenz. Eine Bekanntschaft in vollkommener Fremdheit.

Zur gewohnten Stunde sind wir im Speisesaal. Ich bin in die Kabine hinuntergegangen, um mich umzuziehen. Ich besitze wenige Kleider, fast alle sind gleich. Zieht Johannes sich aus, bevor er zu Bett geht? Ich habe ihn nie in der Badehose gesehen. Ich habe nie seine Beine gesehen. Die erste Nacht ist vorüber, und ich habe seine Anwesenheit nicht bemerkt. Die Aufhebung des Körpers. Es ist der zweite Tag, und alles wiederholt sich. Johannes begrüßt seine Freunde. Auch ich grüße. Johannes hat mich als Kind in den Kreis seiner Freunde eingeführt. Sie haben die einzige Tochter ihres Freundes kritisiert. Kinder haben manchmal ein klares Bewusstsein ihres gesellschaftlichen Standes. Der Erscheinung. Ob man willkommen ist oder nicht. Ich war nicht willkommen, aber sie waren die Freunde meines Vaters. In gewisser Weise gehörte Johannes, obwohl er ein Einzelgänger war, ihrer Welt an. Seine Tochter nicht. Mein Vater Johannes gehörte ihr von Geburt, von seinem gesellschaftlichen Stand her, an. In meiner Kindheit waren der Freund meines Vaters und seine Familie meine Richter. Und ihr Haus. Und die Fenster. Die Gegenstände. Die Gegenstände als meine Richter. Ihr reiches Haus. Vielleicht empfand ich keine Sympathie mit diesen reichen Menschen, die meinen Vater und mich in ihr Haus einluden. Sie wissen, dass mein Vater einst reich war wie sie. Ich wusste, dass Jo-

hannes reich gewesen war. Wie sie. Jetzt nicht mehr. Sie sind schlicht, umgänglich, was ein mögliches Verhalten ist, wenn man alles hat. Man ist nachsichtig. Eine bittere Nachsicht. So dachte ich als Kind, wenn ich sie beobachtete. Beobachten und stillhalten. Johannes' Tochter war weder schlicht noch nachsichtig noch umgänglich. Sie kam der herrschaftlichen Schlichtheit, der überheblichen Sanftmut, die der enge Freund ihres Vaters an den Tag legte, nicht entgegen. »Du wirst auf sie aufpassen müssen, bei all diesen Matrosen.« Der Freund meines Vaters hebt den Blick über den Rand seiner goldgerahmten Halbbrille. Er mustert die Tochter seines Freundes. Er hat dichte weiße glänzende Haare. Die Miene eines Herrn, der gewillt ist, zuzuhören, nicht zu gewähren. Sein Gesicht ist gerötet. Seine Frau verzichtet auf alles, auch auf sich selbst. Sie hat ihren Körper zernagt, und ihre Zähne, die sie manchmal zeigt, sind davon lang geworden. Sie ist dürr, puritanisch und selbstquälerisch. Sie war die Erste, die Johannes' Tochter durch die Linse der Verachtung betrachtet hat. Sie ist abgrundtief höflich. Die Haare zu einem Knoten zusammengefasst, einem Chignon im Nacken. Die Augen feucht vor gefräßiger Nächstenliebe. Immer lebenswürdig. Wer uns verurteilt, ist verständnisvoll. Wie sie. Sie hat Verständnis für die Sünder. Einen wilden Zorn gegen die Sünder, aber verhalten, ohne Ausbrüche und ohne Milderung. Überaus schmerzliches Verständnis. Die Übel der Menschheit beleidigen sie. Und sie kleidet ihre Gekränktheit in eitle Zurückhal-